Sein Friedensengel.

Kentuckyer Fehdegeschichte. Von Louise P.

1.

Von etwas bangen Ahnungen bewegt, saß Georgina Merton auf der behaglichen Veranda ihres Heims, das auf einer kleinen Erhöhung weiß zwischen den grünen Bäumen hervorschimmerte und wohlgepflegte Felder und Weideplätze überschaute.

Sie war nicht in Kentucky aufgewachsen, sondern aus einem östlichen Staat gekommen, und der Gedanke an die alte, mehr als hundertjährige Fehde zwischen den Familien Merton und Wilder stieg oft wie ein düsterer Schatten vor ihr auf. Nur die große Liebe zu ihrem jungen Gatten machte es ihr möglich, es hier auszuhalten, — obwohl schon zehn Jahre verstrichen waren, seit das letzte Blut in dieser Fehde vergossen worden war.

Die junge Frau fuhr ängstlich auf, als die Uhr hinter ihr in der Stube schlug. Wo blieb nur George so lange? Er war anfangs Nachmittags nach dem County-Hauptort geritten und wollte in zwei, spätestens drei Stunden zurück sein.

Sie legte den schlafenden Säugling, den sie in den Armen hielt, sorgfältig nieder und ging nach einem oberen Fenster hinauf, um Ausschau zu halten. Ein offener Wagen kam vom County-Städtchen her, und auf jeder Seite desselben war ein Reiter. Die Cavalcade bewegte sich so langsam, wie ein Leichenzug! Als sie näher kam, war zu bemerken, daß im Wagen ein langer Gegenstand lag, mit einer übergeworfenen Decke.

Schreckensbleich kam die Frau an die Thüre herab; der Zug hatte jetzt gerade das Haus erreicht.

„Wo ist mein Gatte?" Was ist passirt?" frug sie bebend die Männer, die ihr Haupt entblößt hatten.

Einer dieser sprang ab und sagte näherkommend: „Ja, es ist etwas passirt, Frau Merton, wir —"

„Er ist todt!" unterbrach sie ihn, mit den Fingern nach dem Wagen deutend, „und Ihr bringt mir ihn heim. O Gott, ich wußte ja, daß es so kommen würde!"

„Ja, er ist todt — ich will's ohne Umschweife sagen. Es ist die alte Geschichte, Frau Merton. Niemand konnte es verhindern. Jim Wilder schoß ihn an den Stufen des Courthauses nieder."

In den nächsten paar Tagen, bis zur Zeit des Begräbnisses, sprach Georgina zu keinem Menschen. Erst spät Nachts darnach, als das ganze Haus still war, begann sie, sich zu regen. Sie packte einige Sachen zusammen, die ihr am liebsten waren, hob ihr Kind aus der Wiege und schritt sachte aus dem Haus. Der Himmel war sternenhell.

Auf dem Wege blieb sie stehen und schaute noch einmal nach dem Haus und der Baumgruppe zurück. Hierher hatte sie ihr Gatte vor anderthalb Jahren gebracht; hier hatte sie ihre glücklichsten Stunden verlebt. Alle diese Erinnerungen zogen wie eine lichte Vision an ihr vorüber, — da drängte sich das Antlitz von Bob, dem jungen Bruder ihres Gatten, dazwischen. Seinen Blick, als er vor der Leiche stand, hatte sie nicht vergessen! Er trug noch Kniehosen — aber von diesem Moment an hörte er auf, ein Junge zu sein: die Rache-Erbschaft war ja auf ihn gefallen und seine Augen sagten, daß er sie angenommen.

Der Gedanke daran machte Georgina nur schaudern, und eilends setzte sie ihren Weg fort, ihren Säugling fester an sich pressend. „Nein, Dich sollen sie niemals kriegen." sagte sie, „Du sollst zu einem anderen Leben aufwachsen, und nie sollen sie wissen, was aus Dir und mir geworden ist!"

2.

Richter Miller saß beim Mahle, als sein alter farbiger Diener hereintrat und ihm zuflüsterte: „Herr Merton möchte Sie auf eine Minute sehen."

Sofort schob er seinen Familienstuhl zurück. „Entschuldigen Sie mich, Herr Conway," sagte er; „aber mein Client kommt von außerhalb der Stadt, und" — fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu — „es ist für einen Merton sehr ungesund, zu später Stunde heimzureiten; daher will ich ihn nicht warten lassen."

„Ist das einer von den berühmten Fehde-Mertons?" fragte Conway die Tochter des Richters, als dieser hinausgegangen war.

„Ja," erwiderte Frl. Isabella, ihre zarten Augenbrauen erhebend und ihn etwas zweifelvoll anlächelnd, „wenn Sie das „Ruhm" nennen wollen, — er ist übrigens der letzte der Mertons, und die Fehde wird daher bald eines natürlichen Todes sterben."

„Das ist etwas, was ich nicht verstehen kann," sagte Conway freimüthig; „in dem Theil des Landes, wo ich erzogen bin, nennt man dergleichen einfach Mord und bestraft es entsprechend. Und ich habe gehört, daß diese Fehde schon seit Generationen dauere, und alle Betheiligten achtbare Bürger genannt würden!"

Etwas erröthend erhob sich Isabella; sie bewunderte den Freimuth des jungen Fremden, aber sie mußte ihre engeren Landsleute in Schutz nehmen. „Sie müssen nicht glauben," sagte sie, „daß wir auf diese Fehde stolz sind, oder daß wir sie billigen, nur weil wir uns meistens nicht einmischen. Die öffentliche Meinung ist hier eine etwas andere. Wir fühlen, daß Jedermann seinen eigenen Streit selber ausbaden muß. Freilich, wenn es einen Ausbruch giebt, das sollte bestraft werden."

„Und ist das immer geschehen?"

„Ich habe keine Idee davon," erwiderte Isabella, noch immer lächelnd. Conway war der erste Mann ihrer Bekanntschaft, der irgend ein Wort von ihr in Frage zog, und diese neuartige Erfahrung amüsirte sie; zugleich war sie innerlich überrascht über den ernsten Ausdruck, den sein Gesicht angenommen hatte.

Conway war vor einem halben Jahr als armer Fremder gekommen und studirte in Richter Miller's Sanktum die Rechte; dieser war sehr freundlich zu ihm und lud ihn öfter zu Gaste. Dabei hatte Conway seiner Tochter schon tiefer in die Augen gesehen und sehnte den Tag herbei, an welchem er ein entscheidendes Wort an sie richten könnte, — doch jetzt waren Zeit und Ort dazu nicht günstig. Vielleicht machte er sich auch nur eitle Hoffnungen....

Richter Miller kam wieder herein: „O Papa," sagte Isabella, „willst Du einmal Herrn Conway die wahre Geschichte der Merton-Wilder-Fehde erzählen?"

„Ich glaube stark, Sie billigen Fehden nicht, Herr Conway," bemerkte der Richter zwinkernd, indem er sich niedersetzte; „nu, ich auch nicht, aber Sie brauchen das nicht zu erwähnen, wenn die Mertons oder die Wilders da sind. Es ist schier unglaublich, aber diese Fehde hat vor mindestens 125 Jahren angefangen. Die beiden Familien hatten einen Streit über einen Landstrich; wer Recht hatte, kann heute kein Mensch mehr sagen; aber schließlich erlangten die Mertons den Landstrich, und die Wilders sitzen auf schlechterem Lande, südwestlich davon. Seitdem, so oft ein Merton auf Wilder'sches Land kommt, oder ein Wilder auf Merton'sches Land, oder wenn es sonst ein gelegenes Zusammentreffen giebt, muß Einer in's Gras beißen. Die Kinder übernahmen die Fehde von den Vätern, und so geht es weiter bis zum heutigen Tag. Und jetzt ist nur noch ein Merton übrig, der soeben hier war, und die drei Wilder-Jungen."

„Und wann war der letzte Ausbruch?" fragte Conway mit ungewöhnlicher Spannung.

„O, das war schlimm," sagte der Richter kopfschüttelnd. Es sind 25 Jahre her. Jim Wilder erschoß den jungen George Merton vor dem Courthaus. Mein Vater war einer der Männer, welche die Leiche zu seiner Gattin heimbrachten. Sie verschwand in der Nacht nach dem Begräbniß mit dem Säugling spurlos, und man glaubt allgemein, daß sie wahnsinnig wurde und das Kind und sich selbst tödtete. Der einzige übrige Merton war George's junger Bruder; der ging schon Tags darauf nach dem Wilder'schen Platz und erschoß Jim an seiner eigenen Thürschwelle. Er wurde übrigens selber so schlimm verwundet, daß es lange dauerte, bis er wieder auf den Beinen war. Das Verschwinden der jungen Frau Merton und ihres Kindes bewegte damals Aller Gemüther so stark, daß es Niemanden einfiel, Bob Merton zur Verantwortung zu ziehen. Die drei Wilder-Jungen verschwanden für einige Monate; später kamen sie zurück, aber sie verhielten sich ruhig. Ich hoffe, der Teufel wird nicht wieder losbrechen."

„Vulkane waren schon länger als 25 Jahre ruhig und sind doch wieder ausgebrochen," versetzte Conway; „es scheint mir, ein entschlossener Mann einer der beiden Familien hätte diese greuliche Fehde schon lange ausrotten können."

In diesem Augenblick läutete die Thürklingel heftig. Man hörte erregte Stimmen draußen, und als die Thür sich öffnete, rief einer der beiden Ankömmlinge:

„O Richter, wir brauchen Pferde, schnell! Ich glaube, die Wilders und Mertons sind wieder aneinander. Schüsse sind gefallen, nachdem Bob Merton aus der Stadt geritten war, und alle drei Wilder waren heute hier!"

„Joe," rief der Richter seinem Diener zu, „sage Tom, er soll sofort vier Pferde satteln. Ich gehe mit Ihnen, meine Herren. Conway wollen Sie auch mit? Wir brauchen vielleicht Ihren Beistand."

Conway war sofort dazu bereit. Es fiel Isabella auf, wie blaß sein dunkles Gesicht geworden war.

Bald ritten die Vier auf dem langen Landwege, der nach dem Merton'schen Heim führte. Schon war beinahe die Nacht hereingebrochen, und im Gehölz, das sie jetzt erreichten, war es bereits tief dunkel.

Das vorderste der Pferde spitzte plötzlich die Ohren und scheute vor einem dunklen Gegenstand, der am Wege lag. Dieser war ein todtes, aber noch warmes Pferd. Alle sprangen ab und leuchteten mit Laternen umher. Man folgte Fußstapfen, welche etwas seitab führten und anscheinend von einem Verwundeten herrührten, der sich mit dem einen Fuß hatte schleppen müssen. Ein Nachmittagsregen hatte den Boden aufgeweicht, und diese Spuren traten deutlich genug hervor.

Da stießen die Suchenden auf die Leiche Bob Merton's! Er war noch mit dem Rücken an den Baum gelehnt, von wo aus er auf seine Angreifer zuletzt gefeuert hatte. Nur wenige Fuß davon lag die Leiche des ältesten Wilder, mit dem Gesicht auf den Boden.

„Noch Zwei zu finden," bemerkte einer der Männer grinsend. Man suchte weiter und fand auch den zweiten der Wilder-Jungens todt, das Gesicht zum Himmel gerichtet. Fußstapfen neben ihm aber zeigten, daß der dritte entkommen war.

„Meine Herren," sagte Richter Miller feierlich, „das ist zu weit gegangen."

„Jawohl," erwiderte einer der beiden fremden Männer; „wenn Sie und Conway nach den Leichen sehen wollen, werden wir sofort die Verfolgung aufnehmen."

„Und ich werde mit Euch gehen," sagte Conway plötzlich, und auf Bob's Leiche deutend, fügte er hinzu: „Richter Miller, ich bin unbekannt und nur für den Frieden hierher gekommen, — aber mein Blut macht sich geltend; dieser Todte ist mein Onkel, ich bin George Merton's Sohn!"

„Hier geblieben!" gebot der Richter streng, „oder Sie werden es bereuen. Was haben Sie erst heute Nachmittag über diesen Gegenstand geäußert, — und was würden Sie morgen sagen können?"

„Recht haben Sie," sagte Conway, die Hände sinken lassend, während seine Finger noch leidenschaftlich zuckten. „Vor einem Jahre starb meine Mutter, nachdem sie ihr ganzes Leben lang dafür gekämpft, mir eine gute Erziehung zu geben, und auf dem Sterbebett sagte sie mir, wer ich bin, und nahm mir das Versprechen ab, niemals Jemanden ein Leid zu thun, außer in Nothwehr. Und doch bin ich hierher gekommen."

„Ich verstehe," sagte der Richter ruhig und legte ihm die Hand auf die Schulter, „aber bleiben Sie auch hier Ihrem Versprechen treu, und sich selbst!"

3.

Tom Wilder wurde eingefangen und prozessirt. Es war natürlich kein Zeuge für das Maß seiner Schuld vorhanden; das Urtheil lautete auf fünf Jahre Strafhaft bei harter Arbeit, — was Conway Merton lächerlich gering erschien. Letzterer war bei der Urtheilsverkündigung zugegen, und das Auge des Gefangenen ruhte auf ihm mit einem unheilverkündenden Blick, nachdem die erste Ueberraschung über das Auftauchen des neuen Merton verflogen war! Conway Merton machte sich indeß daraus wenig; Furcht stand nicht in seinem Wörterbuch. Außerdem waren seine Gedanken jetzt in einer anderen Richtung beschäftigt.

Er war jetzt der Erbe seines Onkels Bob, der 25 Jahre lang eine Junggesellenwirthschaft in dem Merton'schen Heim geführt hatte, und konnte unbehindert den Besitz von diesem antreten. Aber zunächst weilten seine Gedanken bei Isabella Miller. Er suchte sie unmittelbar nach dem Schluß der Gerichtssitzung auf, — und das entscheidende Wort wurde gesprochen.

Sie machte ihre Hände sanft aus den seinigen los und sagte, unter Thränen lächelnd: „Eben weil ich Sie liebe, steht diese schreckliche Angelegenheit zwischen uns. Erinnern Sie sich noch, daß Sie sagten, ein einziger entschlossener Mann hätte dieser Fehde schon lange ein Ende machen können? Gut, wenn das geschieht, und ohne weiteres Blutvergießen, dann heirathe ich Sie!"

Er versprach es....

An einem der ersten Novembertage brach Tom Wilder aus dem Zuchthause aus. Das wurde nach Richter Miller's Hause telephonirt. Er war gerade nicht daheim; aber Isabella nahm die Botschaft entgegen. Ein Schauer durchrieselte sie, ihr Geliebter war in Gefahr — er mußte gewarnt werden!"

„Sattelt Nello sofort!" gebot sie. Schon einige Augenblicke später ritt sie los, nach der Merton'schen Heimstätte zu. Beständig trieb sie das Pferd zur Eile an.

Ein halbwüchsiger Junge, der Sohn von Conway's Haushälterin, kam ihr entgegen. „Herr Merton ist nicht zu Hause," sagte er; „ist schon den ganzen Nachmittag weg und stellt irgendwo in den Hügeln Fallen."

„Allein?"

„Jawohl, und zu Fuße."

Von steigender Angst bewegt, ritt Isabella weiter, durch das wellenförmige Merton'sche Land, von Zeit zu Zeit mit dem Feldstecher ihres Vaters Umschau haltend. Zwischen einer fernen Hügelreihe bewegte sich etwas. Es mußte ein Mensch sein, — aber nicht Conway Merton; der wäre aufrecht gegangen und nicht gekrauscht. Ihr Herz krampfte sich zusammen!

Das Pferd war von dem Querfeldein-Ritt durch das unebene Land schon tüchtig ermattet. Jetzt kam gar noch ein Zaun in den Weg. „Muth, Nello!" sagte Isabella. Das Roß setzte darüber. Noch einen zweiten Zaun übersprang es glücklich, obwohl es schon taumelte.

Da kam ein dritter Zaun, und unmittelbar auf der anderen Seite gähnte ein Graben! „Nello, laß mich nur jetzt nicht im Stich!" flehte Isabella, ihm mit zitternden Fingern den Hals streichelnd.

Nello machte eine letzte Anstrengung; ein fürchterlicher Augenblick mitten in der Luft, — dann tief hinab in den Graben, und einige Augenblicke war um Isabella Alles dunkel....

Drüben war Conway Merton eifrig mit Fallenstellen beschäftigt. Ein verdächtiges Geräusch erreichte sein Ohr, und im nächsten Augenblick war er mit Tom Wilder zusammengestoßen!

Die beiden Männer rangen verzweifelt. Tom Wilder, mit seinen in freier Luft gestählten Muskeln, schien allmählich die Oberhand zu gewinnen. Man hörte den Schrei einer Frauenstimme. Wilder fuhr empor, glitt aus und stürzte, und Conway Merton, der mit bulldoggenhafter Hartnäckigkeit an ihm festgehalten hatte, kriegte ihn vollständig unter. Gerade in diesem Augenblick erschien Isabella, durch den schrecklichen Sturz verstaucht, aber wieder zu sehr klarem Bewußtsein gekommen. „Hab' keine Angst," rief ihr Conway zu, „Alles geht gut."

Wilder ging schon fast der Athem aus. Conway ließ einen Augenblick locker. „Sie wissen, daß Sie in meiner Macht sind," sagte er, „und daß ich nach dem Urtheil Ihrer eigenen Nachbarn recht thun würde, Sie zu tödten?" Ein dumpfes Grunzen antwortete ihm.

„Ich will Sie aber gehen lassen," fuhr er fort, „stehen Sie auf."

Dann langte er in seine Tasche. „Sie sind ausgebrochen," fügte er hinzu; „wenn Sie eingefangen werden, geht es Ihnen noch schlechter, und Ihrer Frau und Tochter erst recht. Sie werden Geld brauchen, um sich in Sicherheit zu bringen. Betrachten Sie dies als ein Darlehn, wenn Sie es nicht anders nehmen wollen."

Wilder schlug ihm das Geld aus der Hand. „Verd....ter Narr!" rief er bitter und rannte davon.

„Wackeres Mädchen," flüsterte Conway, zu Isabella gewendet, „wäre es nicht für Dich gewesen...." Er schloß die Erschöpfte in seine Arme.

* * *

Wilder wurde wieder eingefangen. Aber nach zwei Jahren wurde er begnadigt. Conway Merton hatte seine Freilassung erwirkt, — immer dieser Racker!

Kein anderer Wilder hatte je zuvor im Gefängniß gesessen. Mit wildem Fluche schritt der Freigelassene auf dem staubigen Landweg am Merton'schen Heim vorüber, nach seinem eigenen zu.

Da, was war das? Er erkannte seinen Platz kaum mehr.

An Stelle des verwahrlosten Heims sah er ein wohlgepflegtes, bedeutend schöneres vor sich, und die Felder sahen besser aus als je zuvor.

Seine Gattin kam ihm seufzend entgegen und umarmte ihn. Dasselbe that sein Töchterlein.

„Zum Teufel, was ist denn hier vorgegangen?" fragte er.

„O Tom, sei uns nicht böse!" flehte die Gattin; „o wenn Du wüßtest, wie gut Conway zu uns war! Er hat das Alles gethan, ohne auch nur Dank dafür zu nehmen. Er sagte, mehr als ein Jahrhundert sei Unrecht geschehen und es sei die höchste Zeit, ein anderes Leben zu beginnen und gute Freunde zu sein. Das Haus und die Felder hat er ganz erneuern lassen, und Christine hat er zur Schule geschickt. O Tom, Tom, hast Du Dein Weib und Kind lieb? Dann begrabe das Kampfbeil, wie er es schon lange gethan!"

Man hörte Hufschlag, und um die Ecke herum kam Conway Merton, sprang vor der Thür ab und schritt unmittelbar auf Wilder zu, ihm die Hand entgegenstreckend. „Ich bin froh, Sie wieder hier zu sehen," sagte er, „laßt uns Freunde sein!"

Noch zögerte Wilder; aber er hörte sein geliebtes Weib und sein Töchterlein hinter sich seufzen, — und von Scham überwältigt, schlug er in die dargebotene Hand ein.

Die Merton-Wilder-Fehde war zu Ende.

Nach Jahren.

Von Lotte Gubalke.

Sabine war zufrieden, wenn sie von ihrem Fenster aus nicht in einen jener engen, schachtartigen Höfe sah, sondern in einen Garten mit alten Bäumen, grünen Rasenplätzen und Blumenbeeten, auf ein Stück Land, das durch einen glücklichen Zufall von der Bauspekulation verschont geblieben war.

Auf dem flachen Dach des gegenüberliegenden Hauses, das mit seinem linken Seitenflügel ganz nahe herangerückte, wuchs ein breiter Streifen Unkraut. Hederich trieb dort seine goldgelben Blüthen und wilde Melde schaukelte ihre feinen grünen Rispen im Winde.

Die Amsel, die singend auf dem Schornsteinrand saß, die Schwalben, die zuweilen dicht an ihrem offenen Fenster vorüberstrichen, die Tauben, die ruckend und gluckend auf dem Dachfirst einherstolzirten, das alles bildete für sie eine heimliche Freude, von der sie zu Niemandem sprach. Sie hätte nicht ertragen, daß man darüber spotte.

Nur Klaus, ihr Sohn, kannte diesen hängenden Garten und seine Reize, und wenn er sie liebkosend „Semiramis" nannte und ihr zublinzelte bei Tisch, dann wußte sie genau, daß irgend ein Wunder dort oben geschehen war. Als er noch kurze Hosen trug und sich mit mathematischen Arbeiten herumschlug, kam er so oft, wenn sie am Fenster saß, legte seinen heißen Kopf auf ihre Schulter und stöhnte. Dann erzählte sie ihm die herrlichsten Geschichten. Was hatte ihre Phantasie nicht alles herauf beschworen! Wie viele feine goldene Fädchen waren an jene kümmerlichen Großstadtpflänzchen dort in der Dachkantel geschlungen, die alle nach dem Lebensbaum im Paradiesgarten gezogen und dort festgebunden wurden. Sie hatten so viel gesehen und erlebt die beiden — Mutter und Sohn. Dazu noch der Himmel mit seinen wunderlichen Wolkengebilden und der Rauch, der aus den Schornsteinen stieg!

Das alles war wie ein großes Geheimniß zwischen ihnen, und sie befleißigten sich, wenn sie von diesen Dingen sprachen, in Ausdrücken zu reden, die kein anderer Mensch verstand.

Klaus, der lange schon ein flotter Student war, fragte heute noch oft neckend in seinen Briefen nach der Himmelswiese und den Gefilden der Unseligen, womit Ratten und Mäuse gemeint waren. Und wenn sie nun müde von des Tages Last hier ausruhte, dann kamen diese Erinnerungen und schlugen sich mit der Sehnsucht nach der Mühle im Wiesenthale, nach dem Frieden stiller Gärten und dem Schweigen dunkler Wälder.

Und zuletzt blieb nur noch das eine Bild siegreich bestehen: ein Junge mit hellen, braunen Augen und einem lachenden Mund. Ein Junge, der immer seine Hände daraufhin prüfte, ob sie stark und kräftig genug für die Arbeit des Lebens wären. Und dann schloß sie fast freudetrunken die Augen.

Der Hänfling, der unten im Garten sein Nest zwischen das Geschling des wilden Weins baute, sang heute unermüdlich. Es klang beinahe wie übermüthiges Jodeln....

Wie eine schrille Dissonanz erklangen draußen auf dem Korridor streitende Stimmen zwischen diese süßen Laute.

Sie erhob sich seufzend. Nur einmal ungestört sich auf sich selbst besinnen können! Wer das könnte —

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle sie beides verscheuchen, die Thränen und den Unmuth. Es galt, dem Leben mit einem ausgeglichenen Wesen entgegen zu treten. Ach, es war wirklich nicht so leicht, zwischen den drei ältlichen Damen, die bei ihr in Pension lebten, Frieden und Eintracht aufrecht zu halten.

Gerade als sie hinaus auf den dunklen Korridor trat, ertönte die Klingel der Eingangsthür. Sofort verschwanden die streitenden Parteien. Thüren fielen in's Schloß, ein zweites, etwas ungeduldiges Klingeln ertönte.

Das Mädchen öffnete. Sabine durchschritt rasch „den Aermelcanal", auch eine Bezeichnung von Klaus, und fand auf der Schwelle der offenen Korridorthür, hell beleuchtet von dem Licht des Flurfensters, eine Dame in tiefer Trauerkleidung stehen. Ihre Stimme klang müde und verdrossen, als sie jetzt an Sabine eine Frage richtete: „Ich suche ein Zimmer mit Pension, aber Sie wohnen so hoch —"

„Dem Himmel so nahe," meinte Sabine mit einem halb mißlungenen Versuch zu scherzen. Dann bat sie freundlich: „Wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten, um sich auszuruhen?"

Die Fremde ging dankend darauf ein.

Die beiden Frauen traten in ein nach der Straßenseite gelegenes Zimmer. Während Sabine auf den Balkon eilte, um die herunter gelassene Markise hoch zu ziehen, sah sich die Fremde erstaunt um. Und wie das Licht jetzt alle Gegenstände hell beleuchtete, wurde das Gesicht der Fremden bleich, fast starr.

Träumte sie denn?

Sie überhörte die höfliche Aufforderung, Platz zu nehmen.

Sie deutete wie gebannt auf ein Bild, auf einen Schattenriß, der an der Wand zwischen den Fenstern hing.

„Mein Gott," rief sie, „Sie sind — Sie heißen Sabine Wedekind?"

Sabine schaute verwundert auf.

„Das war mein Mädchenname."

Dann kam ihr die Erkenntniß. Es gab nur zwei solche Bilder. Das andere besaß — — Aber ehe sie den Gedanken zu Ende denken und eine Gegenfrage thun konnte, fuhr die Fremde hastig fort: „Sie kannten Wilhelm Allwein! Ich — ich begrüb ihn vor einem halben Jahre — ich bin seine Wittwe."

Sabinens Lippen entfuhr ein Wehlaut. Sie bedeckte unwillkürlich die Augen mit der Hand. Sie war nicht fähig, ein Wort zu reden. So plötzlich wurden längst verfunkene Erinnerungen lebendig. Ein Gefühl beschlich sie, als wollten die Räder der grausamen Schicksalsmühle sie zermalmen. Wilhelm Allwein! — Auch die andere stand nun stumm da und ließ ihre Blicke über das Zimmer schweifen.

Wie genau kannte sie diese Einrichtung. So genau aus Schilderungen und Briefen: die hochlehnigen Stühle, den Schreibschrank mit der Akanthusblättergurlande am Fries — — — Wenn die Klappe herunterfiel, stand auf der Innenthür eine Tänzerin mit bauschigem Rock und ein Flötenspieler. An diesem Schrank hatte der weißhaarige Alte gesessen, als er jenen Schattenriß schnitt: die beiden jungen Menschen, Sabine Wedekind und Wilhelm Allwein. Sie stridte, die Katze spielte mit dem Knäuel, und der las, nein, sah über das Buch hinweg in ein paar graue lachende Augen.

„Warum kommen Sie zu mir, Frau Allwein!"

„Ich kam nicht zu Ihnen. Ein grausamer Zufall fügte es so. Wie konnte ich ahnen, daß hier Sabine Wedekind wohnt."

Wieder schwiegen die Frauen.

Nach einer Weile sagte Frau Allwein: „Es geht fast über meine Kraft, Sie zu sehen. Ich habe Sie immer beneidet, faßt gehaßt — er hat sie geliebt, bis an sein Ende."

„Barmherziger Gott, welche Qual!" rief Sabine leise und preßte beide Hände gegen die Schläfen.

Dieser Ausruf brachte Frau Allwein zu sich selbst. Sie sah auf die bleiche Frau, die dort am Schrank gelehnt stand.

Immer, wenn sie an Sabine Wedekind dachte, verband sie damit den Begriff von Glück und lachendem Leben. Und nun stand da eine Frau, still und grau, vom Leben aller Schönheit entkleidet, und rief auch: „Welche Qual!"

Sie trat auf Sabine zu und legte die Hand auf ihre Schulter: „Welche Qual! Wie oft rief ich das. Laut und leise. Auch Sie empfinden das. Sind nun alle Opfer umsonst gebracht? Mein Leben lag im Schatten..."

Sabine sagte: „Wie konnte ihr Leben im Schatten liegen, da er bei Ihnen war?"

Frau Allwein sah Sabine mit einem leeren Blick an und sagte: „Ich glaube, seine Seele suchte nur Sie — aber Sie — Sie haben ihn vergessen — verschmerzt."

Sabine hatte die Empfindung, als ob die ganze Welt sich in immer schneller werdender kreisender Drehung befände.

Dann aber kam die alte trotzige Kraft über sie. Sie warf den Kopf ein wenig zurück, wie immer, wenn sie im Leben in eine Kampfstelle gerieth, und hob ihre Hände abwehrend gegen Frau Allwein: „Wollen Sie mich dafür verantwortlich machen, daß seine Seele mich suchte und ihr Leben im Schatten lag? Ich habe Ihnen nichts nehmen wollen. Ich habe ihn auch nicht vergessen, jenen Julitag, an dem Wilhelm Allwein zu uns kam, ein verirrter Wanderer — nach der Mühle im Wiesenthal. Immer habe ich an ihn gedacht. Erst mit heißem Weh. Dann mit leiser Klage und stillem Verzicht, und dann, wie man an ein wunderbares Bild denkt, oder an einen Traum, der uns in einer schönen Frühlingsnacht überfiel. Wenn ich irgendwo am Weg einen wilden Rosenstrauch fand und sein bittersüßer Duft zu mir herüberwehte, dann dachte ich an jene Tage. Sie waren so schwül. Es war ein wunderlich Jahr. Der Holunder trieb noch einmal Blüthen, als er schon in Früchten stand und die Nachtigallen sangen länger als sonst. Es war, als ob der Frühling mitten im Hochsommer noch einmal zurückkäme."

„Sie schwärmen, Sabine Wedekind."

„Ich schwärme nicht. Ich bin wahr. Ich war so jung und dieses Leid, das mir Wilhelm Allweins Liebe brachte, konnte mein Leben, meine Lust zum Dasein nicht vernichten. Es beugte mich. Es geschah mir wie einer Gerte, die man zusammenbiegt und die dann wieder emporschnellt."

„So haben Sie ihn nie geliebt!"

„Doch ich liebte ihn mit meiner reinen ersten Liebe. Und diese Liebe war die Vorstufe zu jener, die mich dann meinem Gatten, dem Vater meines Sohnes in die Arme trieb."

„Sie haben einen Sohn?"

„Ja, sagte Sabine mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, „ich habe einen Sohn, den ich zu einem Mann erziehen will, der die Welt nicht schön und das Leben lebenswerth findet, weil er ihre Leiden verachtet, sondern weil er erkannte, daß sie untrennbar sind von allem Schönen und Hohen."

Frau Allwein sah nach dem Fenster. Ein Streifen Abendroth lagerte über den Dächern der Großstadt. Dann sagte sie mit einem Seufzer: „Kann sein, daß wir beide, Wilhelm Allwein und ich, niemals dem Leid gegenüber den rechten Standpunkt einnahmen! Hat nicht irgend ein Weiser gerufen: „O du gesegnetes Leid?"

Sie hatte dies mehr für sich gesagt, als erwarte sie keine Antwort.

„Wir brauchen nicht voneinander zu scheiden — trübe ohne Trost und Hoffnung," bat Sabine.

Dann legten sie ihre Hände mit festem Druck ineinander und schieden. Sie fanden es nicht für nöthig, von einem Wiedersehen zu reden, das doch kommen würde....

Als Sabine wieder in ihrem Stuhl am Fenster saß und auf die „Himmelswiese" sah und alles wie sonst war — die Amsel sang, der Rauch fadenblinn aus dem Schornstein stieg und der Hänfling jubilirte, begriff sie mehr als je, daß das Leben schön ist in seiner Mannigfaltigkeit und daß in seiner tausendfältigen Gestaltung nur ein Geist herrscht. Und dann schlug sie die Hände ineinander und war dankbar, daß sie einen Sohn besaß. Und wenn sie an Wilhelm Allwein dachte und an seine Frau, dann wußte sie, daß Besitz allein nicht Glück bedeutet. Und was ist Glück, fragte sie nun am Ende ihres Lebens? Ein Glück ist es, zu wissen, daß man gelebt hat, auch wenn man müde vom Leben würde.

Oder ist das am Ende gerade das Glück? Müde? Vor dem Schlafengehen?

Origineller Ersatz.

„Geht Ihnen nicht Ihre Frau sehr ab, Herr Flockerl, wenn Sie Strohwittwer sind?"

„O, ganz und gar nicht! Wissen S', da stell' ich mir immer unseren Papagei ans Bett; der ersetzt mir mit seiner Keiferei vollkommen meine Alte."

— Jn Verlegenheit. Gatte (zu seiner jungen Frau, beim Essen): „Was ist denn das eigentlich, was Du mir da servirt hast?" Gattin: „Ach, verzeihe mir, ich kann es Dir nicht sagen, aber als Naturschnitzel hat es angefangen!"

Das schönste Bild.

Professor (zu seinem Modell): „Sieh einmal, Kathrin' dieses Landschaftsbild, dies Genrebild und dieses Schlachtenbild; was gefällt Dir nun am besten?"

Kathrin': „Nix, Herr Professor, mir g'fallt halt nur a Mannsbild."

— Schwierige Aufgabe. Junger Arzt, eine alte grillige Patientin besuchend: „Nun, wie haben Sie die letzte Nacht geschlafen?" Patientin: „Sehr schön, Herr Doktor; bitte, verschreiben S' m'r wieder so einen schönen Traum."

Indirekte Wirkung.

„...Ja ja, lieber Freund, der Wein löst die Zunge!... Wenn ich ends so meine paar Flaschen getrunken hab' und dann nach Hause komm', da solltest Du meine Frau reden hören!"

— Das Empfehlenswerthe. A.: „Ich verstehe nicht, wie Sie den alten Bankpräsidenten heirathen können. Was hat er denn außer seinem vielen Geld noch Empfehlenswerthes?" B.: „Eine Neigung zum Schlaganfall."

Zweifelhafte Bestätigung.

Gast: „Soll der Wein wirklich hundert Jahre alt sein?"

Pikkolo: „Ich kann nur sagen, wie ich hierher kam, da hatten wir ihn schon!"

— Boshaft. Herr (der seinen Freund, einen Schriftsteller, trifft, von welchem eben im Stadttheater sein neuestes Stück aufgeführt wird): „Du bist nicht in der Premiere deines eigenen Stückes? — Feigling!"

— Malitiös. Herr: „Sie machen wohl wenig oder gar keine Gesellschaften mit, Herr Doktor?" Arzt: „Nein, ich bin überhaupt Menschenfeind." Herr: „So, so! Deshalb sind Sie wohl auch Arzt geworden?"